

Cuore mio

1

Um der Gefahr zu entgehen, mich plötzlich beeilen zu müssen und bei der dadurch notwendigen Anstrengung wiederum mit dieser Beklemmung in der Brust innert kürzester Frist ausser Atem zu kommen, war ich sehr langsam von zuhause weggegangen und absichtlich zu früh zum Bahnhof gefahren. Noch bevor sich der Zug dann in Bewegung setzte, betrachtete ich meine Fahrkarte. Ich war froh, 1. Klasse gelöst zu haben. Ich wollte Ruhe. Ich hatte mir für die Tage in Venedig viel vorgenommen und ich wollte schon während der Fahrt lesen und arbeiten und mich möglichst ungestört auf die kommenden Tage freuen können. Zwar befand sich in meiner Tasche die Todesanzeige eines Freundes, die mich aus Göttingen erreicht hatte: In Liebe und Dankbarkeit, die Trauerfeier findet statt am...aber ich freute mich auch so auf das Plätschern des Wassers im Kanal vor meinem Schlafzimmerfenster, auf das Lachen der Möven, auf die Glockenspiele der verschiedenen Kirchen der Nachbarschaft und vor allem darauf, dass ich nun wieder ohne jeglichen Verkehrslärm, völlig ohne diese mich rund um meinen Alltag in Bern zunehmend anstrengende Allgegenwärtigkeit aggressiver und pompöser Motorfahrzeuge, meine Tage würde verbringen können.

Einmal mehr war ich der Stiftung sehr dankbar, die mich in diese wunderliche Stadt eingeladen hatte und mir dort für sechs Monate eine Wohnung zur Verfügung stellte.

Im Zug befand sich ausser mir im ganzen Wagen nur ein älterer Mann, an dem mir auffiel, dass er gute Schuhe trug und für einen Ausflug in die Berge gerüstet schien. Auch fiel mir auf, dass er sich lange für keines der leeren Abteile entscheiden konnte und dass er ein mürrisches Gesicht machte. Mir fiel auch auf, dass mir dies auffiel. Wie kam es, dass mir an den Tagen in Bern so viele mürrische Gesichter begegnet waren? Was wollten mir diese mich böse anstarrenden Männer und Frauen bloss sagen?

Und da war noch eine Frage, die mich beschäftigte: Was hat die Ärztin gesehen, bei der ich am Tag vor meiner Abreise in der Sprechstunde gewesen war? Versteht sie wirklich, dass es

Grund zur Beunruhigung gibt? Was sieht sie überhaupt? Was kann sie sehen? Schaut sie auch wirklich richtig hin? Will sie überhaupt etwas sehen? Warum schaut sie mich nicht an? Immer wieder hatte ich mich dies gefragt, obschon ich mir dabei lächerlich vorgekommen war. Natürlich muss eine Ärztin heute vor allem auf den Bildschirm schauen! Natürlich muss sie Tabellen und Berechnungen abrufen! Natürlich hatte ich keinen Grund, auf einen Computer eifersüchtig zu sein, bloss weil sie dem mehr Aufmerksamkeit schenkte als mir. Natürlich war ich es, der die Beklemmungen in der Brust verspürte und nicht der Computer, aber dass sie mich desinteressierter, weniger anteilnehmend anschaute als ihn, war bestimmt nichts als Einbildung.

Als der Zug den Bahnhof verliess und in den nebelverhangenen Novembermorgen hineinfuhr, lehnte ich mich zurück und wieder war es, als wäre alles nicht wahr. Ich war tatsächlich wieder unterwegs nach Venedig.

Bei dem dann folgenden Halt in Thun betraten unter der zögerlichen Führung eines übergewichtigen und heftig keuchenden Mannes drei ebenso übergewichtige Frauen den Wagen. Sie waren alle gleich nachlässig in hochgeschlossene schäbige Jacken gezwängt, trugen alle vier ähnlich unförmige Kopfbedeckungen und sie konnten sich nicht einigen, ob sie sich setzen sollten. Sie kamen mir alle dumpf und träge vor, von jenem Schlag, den man vielleicht bäuerisch oder sogar, vielleicht zu Unrecht, hinterwäldlerisch nennen würde, eine aber sicher nicht ganz unberechtigt Bezeichnung für eine Gruppe von Menschen, die aus ihrer Unentschlossenheit, aus ihrer Uninformiertheit ein grobes Ärgernis für andere machen. Es war ein lästiges Hinundher, es war ein lautes Behaupten und Widersprechen, sie stritten sich, ob es wohl der richtige oder der falsche Zug sei, bis eine der Frauen kreischend bemerkte, dass man sich ja in der ersten Klasse befinde und hier weder bleiben könne noch wolle und sie sich ebenso dumpf und schwerfällig und laut wie sie gekommen waren, wieder aus dem Wagen hinausdrängten. Bevor sich die Tür hinter ihnen ganz geschlossen hatte, wurde sie von einem telefonierenden Mann wieder aufgestossen. Der Mann setzte sich gleich ins erste Abteil und sprach mit einer nicht nachvollziehbaren Unbefangenheit derart lauthals über seinen offenbar katastrophalen körperlichen Zustand, dass es mir nicht möglich

war, sein Klagen zu ignorieren. Ich schaute auf den grauen Thunersee hinaus und ärgerte mich. Es war als sollte ich alles, jedes Wort genau mithören, als redete der Mann nur für mich. Beim nächsten, nach rund fünfzehn Minuten erfolgenden Halt in Spiez, stieg er ohne seine Ausführungen zu unterbrechen, wieder aus und liess mich zurück mit einem umfangreichen Wissen zum sehr labilen Gesundheitszustand eines mir völlig unbekanntem Menschen.

Bei der Weiterfahrt schaute ich nochmals auf den grauen, leer gefegten See und dann hinauf, zu den wuchtig und schroff ansteigenden, teilweise in Nebel gehüllten, felsigen Flanken des Niesens, bevor der Zug durch den erst vor wenigen Jahren fertiggestellten Basistunnel durch den Lötschberg raste und schon nach wenigen Minuten auf der andern Seite der Alpen die Rhone überquerte.

Über den Lautsprecher wurde der nächste Halt in Visp mit den Anschlussmöglichkeiten nach Saas Fee und nach Zermatt angesagt und die hier ebenfalls schroff ansteigenden Berge waren nun nicht mehr von Nebelschwaden umhüllt, ihre Gipfel strahlten schneebedeckt in der Morgensonne.

Beim Umsteigen in Brig blieb mir Zeit für einen Kaffee. Ich begab mich mit meiner Tasche am Rücken und dem Rollkoffer an der Hand wiederum langsam durch die Unterführung zum Bahnhofsrestaurant. Noch bevor ich mich dort an einen Tisch gesetzt hatte, bemerkte ich einen Mann, der mich mit geöffnetem Mund anstarrte. Sein Blick war entschieden mehr als mürrisch. Dieser Blick war von einer unverhohlenen Boshaftigkeit, die mir nicht entgehen konnte und wäre ich von dem Gang über die Treppe vom Bahnsteig hinunter und durch die lange Unterführung mit meinem Gepäck nicht doch wieder ausser Atem geraten, hätte ich dieses Bahnhofbuffet Brig auf schnellst möglichem Weg wieder verlassen. Der böse blickende Mann sass an einem von mehreren, leicht erhöhten, der einen Wand entlang aufgereihten Tische. Dort trohnte er auf einem Barhocker, vorwurfsvoll, rechthaberisch, selbstgerecht, sich der ganzen Welt aus irgend einem Grund hoch überlegen fühlend und sah dabei jenem *Coda di Raspo* nicht unähnlich, den ich mir ein paar Tage zuvor bei meinem ersten Besuch in Venedig auf dem Campo Santa Margherita vom Fischhändler hatte empfehlen lassen und bei dem es sich, wie ich später herausfand, um den hässlichsten aller Fische, nämlich um einen

Seeteufel gehandelt hatte. Auch dieser Mann hier war äusserst hässlich, seine Gesichtsfarbe war ebenso schleimigbraun und fleckig, bloss hatte er anders als der Seeteufel keine kleinen Fische im Schlund, sondern eine graue, idiotisch hervorquellende eklige Zunge im offenstehenden Mund. Zurück im Zug nach Mailand, packte ich dann in der Absicht, auf die Todesnachricht aus Göttingen zu reagieren, sowie das Arbeitsprojekt einer Studentin per E-Mail zu kommentieren, meinen Laptop aus. Vor meiner Abreise hatte ich mit dieser Studentin in einem intensiven Gespräch einige grundlegende Fragen berührt, die aus Zeitmangel nicht abschliessend hatten diskutiert werden können. Wieder durchraste der Zug einen Tunnel, diesmal den Simplon, und wieder erhellte sich dahinter die Welt abermals. Das Licht war jetzt glasklar und entschieden südlich. Während ich auf meiner Tastatur jene Worte zusammensbuchstabierte, welche die Studentin möglichst behutsam darauf aufmerksam machen sollten, dass eine Schreibearbeit, die sich jeglichem Bezug zu einer überprüfbaren Realität jenseits der Sprache verweigerte, leicht in unendlich belangloser Beliebigkeit verlieren könnte, leuchteten vor Stresa die berühmten borromäischen Inseln unwirklich malerisch in einem ebenso unwirklich blauen Lago Maggiore. Etwas forsich schloss ich meinen schreibpädagogisch wohl kaum stichfesten Kommentar mit der Frage ab, ob es denn bei dem allgegenwärtigen Überangebot von künstlerischen Produkten auf allen Kanälen wirklich so abwegig oder gar verfehlt sei, für sich selbst zu prüfen, warum ein bestimmter Text im besonderen und das eigene Schreiben im Allgemeinen wirklich sein müssten?

Ich wusste wohl, dass diese Studentin derartige Fragen nicht mochte und ziemlich vehement auf ihr Recht pochte, allein für sich persönlich und zwar ihren ureigendsten Qualitätskriterien folgend, Texte verfassen zu dürfen. Als hätte ein Text nur dem einen Zweck zu dienen, nämlich bei der Beschreibung der sich laufend verändernden Welt die dadurch laufend entstehenden Lücken zu schliessen! Während ich derart mein eigenes Literaturverständnis hinterfragte, bemerkte ich, dass mit den zeitweise beglückend schönen Ausblicken aus dem Zugfenster längst Schluss war und dass Berge und Seen dem Agglomerationschaos der Vorstädte Mailands Platz gemacht hatten. Ich bemerkte auch, dass mir leicht schwindlig war,

denn die Fahrt verlief jetzt weniger sanft, die Strecke war offensichtlich holperiger geworden, was die Schreiarbeit am Bildschirm erschwerte und mich schnell ermüdete. Ich unterliess es deshalb, auch noch die Todesanzeige aus Göttingen zu beantworten. Ich nahm mir vor, der Tochter des verstorbenen Freundes, den ich zwar seit Jahren nicht mehr gesehen, dem ich mich aber noch immer dankbar verbunden gefühlt hatte, nicht elektronisch, sondern nach meiner Ankunft in Venedig mit einem angemessenen, schwarz umrandeten Brief per Post zu kondolieren. Möglicherweise bin ich anschliessend eingeschlummert, jedoch sicher nur kurz, denn ich habe noch vor Mailand ein paar Sätze in mein Notizbuch geschrieben. Unter anderem steht dort: Wenn alles flach ist, wenn alles zugebaut ist.

Als sich der Zug der Stadt Verona näherte, kam die Minibar: Buongiorno. Un caffè? Sì! Prego. Grazie. Grazie. Buon viaggio! Grazie! Dann begann auf der andern Seite des Mittelganges eine Frau mit aufgesetzten Kopfhörern, die bislang auf der ganzen Reise still in sich versunken dagesessen hatte, plötzlich die Melodien der Musik, die sie hörte, so laut mitzusummen, dass ich mich in ein anderes Abteil setzte. Eine Behagensverminderung der leicht korrigierbaren Art, ging es mir durch den Kopf. Dabei dachte ich belustigt an Thomas Mann. Immerhin steckte dessen berühmtes Venedigbuch griffbereit in meiner Tasche und es war bei ihm, dass ich, vermutlich im „Zauberberg“, zum ersten Mal von einer Behagensverminderung gelesen hatte.

Ebenso belustigt verfolgte ich kurz darauf, wie eine junge Frau, die ich nicht sehen konnte, mit ihrer Mutter telefonierte. Da war sie wieder diese Sprache, die ich nur bruchstückhaft verstand, deren immer wieder in neuen persönlichen Facetten modulierter Wohlklang mir aber so behagte, dass mich das Gespräch nicht nur nicht störte, sondern so gut unterhielt, dass ich es bedauerte, als sich sein Ende abzeichnete. Es wurde ein langes Ende. Die Frau sagte nämlich zum Abschied zwar „Ciao“, dann aber nochmals „Ciao“, dann „Ciaociaciaciaciaociao!“, stöhnte einmal kurz, sagte „bacio“ für Kuss und dann nochmals: „Ciao! Ciao! Ciaciaciaciaciaciaciaciaociao!“ und zwar wiederholte sie sich dabei viel länger und anhaltender als ich es hier aufzuschreiben wage.

Die Ankunft in Venedig war danach fast so aufregend wie bei meinem vorangegangenen, ersten Besuch.

Die verhalten langsame Fahrt in die Lagune hinaus, der neben dem Damm aufkommende Schiffsverkehr, die im weissen Dunst harrende Insel, dann der so oft geschilderte erste Blick auf den Kanal vor dem Bahnhof!

Alles wollte gleichzeitig aufgesogen sein: Das Licht, die Meeresluft, die gewandelten Geräusche, die ganze, zwar sehr städtische, aber autofreie Emsigkeit!

Erfüllt von dem vertrauten Glücksgefühl nahm ich mein Gepäck und machte mich auf den Weg zu meiner etwa 10 Gehminuten vom Bahnhof entfernten Gastwohnung im Sestiere San Polo. Obschon ich sehr langsam ging, blieb ich beim Überqueren der ersten Brücke von dem leisen Stechen unten an meinem Hals nicht verschont und schon bald stiess mein Vorsatz, zügig sauberen Tisch zu machen und mit der Arbeit zu beginnen, abermals auf Widerstand. Von nichts hatte ich mich abhalten lassen wollen, hatte auch gleich am ersten Abend die Übersetzung eines kleinen Theaterstückes aus dem Französischen abgeschlossen, die von Verlagsseite schon dringend erwartet wurde, war danach aber mitten in der Nacht gezwungen, aufzustehen. Ich erwachte schwer atmend und völlig verwirrt. Es fiel mir schwer zu begreifen, dass sich die Beklemmung in meiner Brust in einen heftigen Schmerz verwandelt hatte. Der Schmerz war sogar so stark, dass er mich aus dem Bett trieb und auf die Füsse zwang. Nur beim langsamen Gehen bekam ich genügend Luft in meine Lunge, und gehend und ringend, fiel mir plötzlich das Wort Asthma ein, das sich in meinem Kopf auch sofort festsetzte und mir erlaubte, meinen Zustand mit einem asthmatischen Anfall zu erklären. Während ich in dieser verzweifelten Stimmung, in einer mir plötzlich wieder völlig fremd gewordenen Wohnung auf und ab ging, schien mir endlich klar, dass ich seit Wochen an Asthma gelitten haben musste.

Nach einigen Minuten begann der Schmerz zwar wieder etwas abzuklingen, ich wurde ruhiger, aber an Schlaf war nicht zu denken. Sobald ich mich hinlegte, stellte sich sofort wieder jene Atemnot ein, die ich bis anhin nur bei ausserordentlichen Anstrengungen, wie beim Begehen langer Treppen verspürt hatte. Anstatt mich in der Ruhe der venezianischen Nacht erholen zu können, war ich gezwungen, zu stehen, später war

es mir in aufrechter Haltung immerhin möglich, zu sitzen und im Sitzen notierte ich an meinem Schreibtisch auf einem leeren Blatt in grossen Buchstaben zuerst das Wort Asthma, dann stellte ich eine lange Liste meiner sämtlichen Leiden und kleinen und grossen Gebrechen zusammen, die ich mir normalerweise nicht einzugestehen bereit war. Ich schrieb alles auf, von der manchmal mörderisch juckenden Kopfhaut, über schmerzende Zähne, über den zu Hexenschüssen neigenden Rücken hinunter bis zu dem sich langsam deformierenden linken Fuss. Da ich auch Unschickliches nicht überging, wurde es eine lange Liste. Angeführt von dem neu hinzugekommenen Asthma füllte sie das ganze Blatt.

Als dann der Tag anbrach, hörte ich zwar aus allen Richtungen verschiedene Glocken, hörte auch das Lachen der Möwen über dem spiegelglatten und daher stummen Kanal, aber ich fürchtete mich und wusste, was sich eben zugetragen hatte, durfte sich nicht wiederholen.

Versuchsweise legte ich mich nochmals auf mein Bett und bemerkte dankbar, dass dies nun wieder möglich war. Erschöpft wie ich war, konnte ich sogar für ein paar Stunden einschlafen.

2

Als ich aufwachte, fühlte ich mich so gut, als wäre nichts gewesen. Ich kleidete mich an und setzte mich an den Tisch, den ich zu meinem Schreibtisch gemacht hatte. Bevor ich mir in der Apotheke, die über nur zwei Brücken leicht erreichbar war, ein Mittel gegen Asthma besorgen wollte, musste die am Vorabend fertig gestellte Übersetzung noch einmal durchgesehen und per E-Mail verschickt werden. Danach nahm ich mein Wörterbuch zur Hand. Das Italienische Wort für Asthma war „ASMA“. Ich schrieb es auf einen Zettel, in Grossbuchstaben, schrieb auch DISTURBI für Beschwerde auf, schrieb PAURA, das Wort für „Angst“ dazu und SENZE FIATO, für „ausser Atem“, faltete den Zettel zusammen, steckte ihn in die Brusttasche, nahm Jacke, Hut und Halstuch vom Haken und verliess langsam und vorsichtig das Haus.

In der Apotheke hörte sich eine junge Frau in einer weissen Berufsschürze die vier Wörter an, die ich so deutlich wie möglich eins nach dem andern von meinem Zettel las. Ich war sicher, dass sie mein Anliegen sofort verstehen würde und stellte mir vor, sie würde gleich eine Schublade öffnen und mir einen die Atmung erleichternden Spray oder sonst ein Wundermittel aushändigen, das mich fortan von solchen Anfällen verschonen sollte, wie ich in dieser Nacht einen erlebt hatte.

Stattdessen schüttelte sie aber den Kopf und sagte: „ospedale“. Und dann Englisch und Italienisch durcheinandermischend, dass ich erst einen Arzt sehen müsse und dass dies in der Notfallstation des öffentlichen Krankenhauses möglich wäre. Gleichsam als Antwort auf meine Stichwörter, schrieb sie in grossen runden Buchstaben die genaue Bezeichnung auf die Rückseite meineszettels: OSPEDALE SAN GIOVANNI PAOLO. SESTIERE CASTELLO.

Auf Grund meiner Vorstellungen der Verhältnisse in italienischen Institutionen, glaubte ich, einen sehr langen Nachmittag in einem hoffnungslos überfüllten Wartesaal in einem ebenso hoffnungslos überfüllten Krankenhaus vor mir zu haben, eine Aussicht also, die mir Berechtigung genug war, mich vorher noch kurz auf dem Campo Santa Margherita in ein Café an die Sonne setzen zu dürfen, wo ich mir einen Caffè-macchiato bestellte.

Ich fühlte mich gut, verfolgte das Treiben rund um die dort aufgebauten Stände, die kühnen Attacken der Seemöwen auf die Fischabfälle, das Hinundher der Marktgänger, wie sie sich grüssten, stehenblieben, schwatzten, scherzten, weitergingen. Ich beobachtete auch die leicht als Touristen erkennbaren Männer und Frauen, die den Platz fast andächtig von allen Seiten allein oder in Gruppen betraten und fotografierend und staunend darauf verweilten, um wie ich das angenehm sanfte Schwirren der Geräusche und Stimmen zu geniessen.

Besonders aufgefallen war mir ein junger Mann von vielleicht 25 Jahren, der die vorherrschende Gemächlichkeit durchbrach, indem er in einem langen offenen Mantel, unter welchem er einen altmodischen Gehrock und eine gelbe Weste trug, quer über den Platz eilte. Weil er auch einen Gehstock mit Silberknauf benützte, Ledergamaschen umgeschnallt, am Hosenbund eine goldene Kette hängen und auf dem Kopf stolz

einen zylinderartigen Hut aufgesetzt hatte, sah er aus, als würde er irgendwo in einem Theater dringend für einen unmittelbar bevorstehenden Auftritt in einem vor 100 Jahren spielenden Stück erwartet.

Zurück in der Wohnung fand ich auf dem Stadtplan das „ospidale civile“ im Castillo-Quartier schnell und problemlos. Es war ein ziemlich grosser, leerer nur mit einem Roten Kreuz markierter Fleck mitten in dem Wirrwarr der Kanäle und Gassen, den ich leicht auf einer mir noch unbekanntem Vaporettolinie oder aber zu Fuss erreichen konnte. Ich entschied mich für die Fahrt mit dem Schiff und sparte mir so den Gang durch das Rialtovierteil für später auf, in der Annahme, dass mir dann im wiederhergestellten Normalzustand das Gedränge in den dortigen engen Gassen weniger zusetzen würde.

Auf dem Weg zum Bahnhof, wo sich die für mich am nächsten gelegene Anlegestelle befand, bemühte ich mich wiederum, nicht ausser Atem zu geraten. Gelassen und gemächlich schritt ich einem Kanal, dann einer Reihe mir vertrauter kleiner Läden entlang: Da war der Pizzashop, die Bäckerei, der Laden, wo ausschliesslich Plastikwaren verkauft wurden, es folgten der Confiseur, der Schuhmacher, der Friseur, der in seinem Laden stand und im Spiegel aufgeräumt einen Kunden unterhielt, dem er mit der Schere die Haare schnitt.

Bei der Papeterie trat ich ein, grüsste und verlangte, so gut ich konnte nach einer Kondolenzkarte.

Der Umschlag und die Karte, die man mir reichte, waren nicht schwarz umrandet, sondern nur quer über eine Ecke mit einem schwarzen Strich versehen, waren auch so kleinformatig, dass sie nicht zu dem Freund passen wollten, dessen Ableben damit betrauert werden sollte. Es gab aber nichts anderes und ich bezahlte die 15.-cts, die sie kosteten, steckte sie ein, sagte, „arrivederci“ und verliess die Papeterie.

Die Kondolenzkarte und der Umschlag waren tatsächlich so klein, dass ich sie im Weitergehen problemlos in das Buch von Thomas Mann legen konnte, das ich zuhause zusammen mit meinem Notizbuch und meiner kleinen Kamera vorsorglich für eine lange Wartezeit eingesteckt hatte.

Zu behaupten, ich hätte wie sonst bei meinen Spaziergängen den Kanälen entlang innerlich gejubelt ob all der vielfältigen Pracht, ob all der versteinerten Poesie, wäre sicher

unangebracht. Da ich aber sehr langsam ging, hatte ich keinerlei Schmerzen oder Beschwerden und konnte mich den kleinen und grossen venezianischen Wundern auch jetzt nur schlecht verschliessen, sah sehr wohl das Spiel der farbigen Fassaden in den Spiegelungen auf dem Wasser, sah die Eleganz, mit der sich die Brücken darüber spannten, sah die Ruhe der vertäuten Schiffe und Kähne, sah die weiss-grün und weiss-blau bemalten Landepfähle, sah die Möwe, die sich auf dem einen sonnte, sah die Tauben, die furchtlos vor meinen Schritten nach Unsichtbarem pickten, sah die Seitengasse, wo ich der ersten von meinen bisher drei venezianischen Ratten begegnet war, sah dort ganz hinten die lichte Öffnung auf den nächsten Kanal, hörte dazu italienische Wörter, halbe Sätze, wie sie von den Vorübergehenden zu hallenden Schritten in die Handys gesprochen wurden, hörte, wie man sich beim Kreuzen grüsste: Carla! Fabio! Ciao bella! Ciao bello! Ciao! Ciao! hörte einen Einkaufswagen, der wie Kastagnetten auf den Steinplatten klapperte, fühlte mich dabei nun doch wieder zuhause in dieser Stadt, also alles andere als unwohl, hier mit anderen Fussgängern, wenn auch langsam, aber doch aufrecht, unterwegs zu sein.

Auf der Brücke beim Bahnhof hatten afrikanische Händler auch jetzt ihre gefälschten Markentaschen aufgestellt, entweder ein paar wenige mit aufragenden Henkeln griffbereit oder ausgebreitet auf jenen Tüchern, die es ihnen erlaubten, beim Auftauchen der Polizei, ihre Ware sekundenschnell zusammenzuraffen und das Weite zu suchen. Es waren wieder auffallend grosse, schwarze Männer, die ihr Schicksal stumm und geduldig zu ertragen schienen wie die Sklaven auf alten Fotos in den Südstaaten Amerikas.

Auf dem Canal Grande kreuzten Vaporetti, rote und blaue Frachtschiffe, Gondeln und Motorboottaxis, alle gesteuert von Seeleuten, die mit Sonnenbrille und Wollmützen an Ruder oder Steuer standen und wiederum alle so taten, als wäre es selbstverständlich, dass sich der ganze Verkehr einer Stadt so gemächlich und friedlich auf dem Wasser abwickelte.

Auf dem Vaporetto setzte ich mich hinten auf die kleine Plattform am Heck. Die Fahrt führte zuerst durch den Canal Grande, dann durch den Kanal von Canareggio, über dem das Nachmittagslicht leuchtete wie eine goldene Kugel am Weihnachtsbaum.

Wie ich später feststellte, veranlasste mich die Fahrt durch die für mich neuen Gewässer, insbesondere der Ausblick in die blaue, offene Lagune, meine Kamera hervorzuholen und mehrere Bilder zu machen: Von dem Blau des Wassers; von dem Blau des Himmels; von den am Horizont erkennbaren weissen Gipfeln, von denen ich vermutete, dass es die Dolomiten waren. Auch von der Friedhofinsel San Michele, die mich mit ihren dunkel gegen den Himmel aufragenden Zypressen an Böcklins „Toteninsel“ erinnerte. Dann machte ich auch noch ein Bild von einem dunkelblauen Schiff, das mit einem hellblauen Streifen und dem Schriftzug *Polizia Penitenziaria* gekennzeichnet war und noch eins von einer Schiffsambulanz und schliesslich eines von einem roten Feuerwehrschiiff, das, daran erinnere ich mich noch genau, von einer schrillen Sirene begleitet, scheinbar ohne dieses auch nur zu berühren, über das Wasser der Lagune raste.

3

Beim Empfang der Notfallstation holte ich den zusammengefalteten Zettel aus meiner Brusttasche und las meine fünf Worte vor. Noch bevor ich *senza fiato* sagen konnte, machte sich die dort diensthabende Pflegerin mit einem Fiebermesser an meinem linken Ohr zu schaffen. Und auch noch bevor diese Pflegerin nach einem Ausweis oder sonst nach einem Dokument verlangte, bat sie mich, mit Worten und Gesten, meine Jacke auszuziehen und den Arm frei zu machen. Schon surrte der Blutdruckmesser, die Armbinde mit dem Klettverschluss zog sich knirschend zusammen und das Gerät begann zu piepsen. Die Frau trug eine verwaschene, blassgrüne Uniform, war eher mürrisch als freundlich, aber sie untersuchte mich, telefonierte, füllte Formulare aus, gab eins davon mit der freien Hand einer andern vorbeieilenden Pflegerin und gab mir meinen Ausweis zurück, alles flink und gleichzeitig und als sie mich mit einem Blick bat, auf einem nahen Stuhl Platz zu nehmen, wusste ich, dass meine Vorstellungen von italienischen Krankenhäusern zumindest hier in Venedig nicht der Wirklichkeit entsprachen.

Die überall als *Pronto Socorrso* angeschriebene Notfallstation war von der Anlegestelle *Ospedale* her leicht zu finden gewesen und der Warteraum war auch weniger überfüllt als befürchtet. Zehn, vielleicht zwölf Männer und Frauen sassen stumm in einem leicht fahlen, grünlichen Licht auf den Wänden entlang aufgereihten Stühlen. Als ich sie einzeln wahrzunehmen begann, hörte ich über einen Lautsprecher einen Namen, den ich bei der dritten Wiederholung als den meinen erkannte. Eine Tür öffnete sich und ich wurde von einer ebenfalls in verwaschenes Grün gekleideten Pflegerin in einen grossen Praxisraum geleitet, wo eine junge Ärztin mit einer grossen Brille und dunkeln Haaren und mit einem Stethoskop um den Hals schreibend vor einem Bildschirm sass. Sie schaute kurz auf, begrüßte mich und wollte wissen, ihren Blick wieder auf ihre über die Tastatur eilenden Finger gerichtet, warum ich hier sei. Auf meinen abermals aus der Brusttasche gezogenen Zettel reagierte sie mit einem verschmitzten Lächeln und anstatt mir auf der Stelle ein Wundermittel gegen Asthma zu verschreiben, zeigte sie auf die Untersuchungsloge mitten im Raum und befahl mir, mich hinzulegen.

Während man mir Blut entnahm und ein Dutzend verkabelte Elektroden auf die Brust und an die frei gelegten Beine klebte, um offensichtlich nicht meinen Rachen, sondern meinen Kreislauf zu untersuchen, begann ich zu ahnen wie sehr ich mich mit meiner Selbstdiagnose geirrt hatte. Die Pflegerin und der jetzt hinzugekommene Pfleger schienen Unmengen von Informationen über meinen Zustand weiterzuleiten, sie redeten ununterbrochen und ich bemühte mich, möglichst viel von dem zu verstehen, was sie der schreibenden Ärztin zu Protokoll gaben. Deren Finger flogen weiter flink über die Tastatur, während sie routinemäßig kurze Rückfragen stellte.

Erst glaubte ich, man finde nichts Aussergewöhnliches, auch Puls und Blutdruck seien normal, dann aber sagte der Pfleger, ich sei verschwitzt. *Sta sudato, Dottoressa!* hatte er gesagt, nachdem er mir mit einer Mischung aus Neugier und Professionalität unverhohlen in die Augen geschaut hatte.

Seit Wochen war ich wegen zeitweise auftretenden Atembeschwerden in ärztlicher Behandlung, aber erst hier in der Notfallstation im *ospidale civile San Giovanni Paola di Venezia* wurde ich *gesehen*. Dieser Pfleger hatte mich wahrgenommen und eigentlich ist es nur die Erinnerung an ihn,

die mich verpflichtet, diesen Bericht zu schreiben. Er war es, der für mich nachvollziehbar klar erkannt hatte, und dies ohne jeglichen Apparat, ohne Messgerät, ohne Computer, dass ich krank war.

Was danach geschah, ist schnell erzählt.

Von der Untersuchungs- und Liege setzte man mich in einen kippbaren Rollstuhl aus Holz mit zwei Rädern, der aus einem Sanatorium hätte stammen können, dannach benötigte man mich auf eine fahrbare Liege und nicht viel später, wurde ich ausgezogen und wieder umgebettet, diesmal auf der Intensivstation der Kardiologie.

Something happend, hatte nach der ersten Untersuchung die junge Ärztin gesagt, dabei hatte sie nicht nur aufgehört zu schreiben, sie war sogar aufgestanden und hatte mir die Hand gegeben und *good luck* gewünscht. Als ich nachfragte, was genau denn passiert sei, sagte sie, man wisse es nicht, aber der Bluttest zeige genau, *dass* etwas passiert sei und man werde mich weiter untersuchen müssen.

Ich kam in die Obhut fürsorglicher Pflegerinnen, die meine Kleider in einem Schrank versorgten und den Inhalt meiner Taschen auf die Ablage neben dem Bett legten. Wieder wurde mein Blutdruck gemessen, wieder wurden Formulare ausgefüllt, wieder in einem Hinundher zwischen meinen minimalen Italienischkenntnissen und dem spärlichen Englisch der Pflegerinnen. An meinem Handgelenk wurde eine Schleuse geöffnet und mit einer Tropfflasche verbunden. Und wieder wurde ich mit Elektroden beklebt. Ich war umringt von blinkenden Apparaten und von mehreren Monitoren, auf welchen meine Herztätigkeit zackige Linien zeichnete. Anstatt etwas zu essen bekam ich Tabletten und Spritzen und weil ich mit all den Kabeln und Schläuchen nicht mehr aufstehen durfte, eine flache Flasche zum Wasser lösen und ich begriff, dass ich bei meinen Beschwerden nicht zu wenig Luft bekommen habe, sondern mein Herz zu wenig Blut.

Später wurde es ruhiger und ich nahm das berühmte Buch von Thomas Mann von der Ablage neben meinem Bett. Ich erinnere mich, dass mich der Anfang durch die zwingende Klarheit des Stils beeindruckte, dass ich mich aber erst richtig für die eigentliche Erzählung zu interessieren begann, als sie sich Venedig zuwandte und ich von Thomas Manns Blick auf die Stadt in der ich mich selbst befand, eingenommen wurde.

Leider schrie aber nebenan die Stimme einer alten Frau periodisch minutenlang so erschütternd penetrant und krächzend nach Pflägern und Pflögerinnen. *Infirmiere! Infirmiere!* und jemand schrie eben so penetrant zurück. *Basta! Basta! Basta!*, dass es kaum auszuhalten war und ich den gediegen dahinfließenden Sätzen zum Trotz, die Lektüre immer wieder unterbrechen musste.

Als mir dann von einem Arzt, der fließend Englisch sprach, eröffnet wurde, ich müsse mindestens zwei, wenn nicht drei Tage unter Aufsicht bleiben und ich würde am nächsten Morgen nach einer Methode untersucht werden, bei der man meine Blutgefäße mittels einer Kontrastmittelinjektion für Röntgenbilder sichtbar mache, protestierte ich. Ich hatte sehr wohl begriffen, dass mit mir etwas nicht stimmte, einmal war immerhin der Ausdruck „*piccolo infarto*“ gefallen, aber auf einen tagelangen Spitalaufenthalt war ich überhaupt nicht vorbereitet, erwartete zudem an dem bevorstehenden Wochenende den Besuch meiner Familie, auf den ich mich so sehr gefreut hatte, dass ich ihn unter gar keinen Umständen im Krankenbett erleben wollte.

Darauf bat mich der Arzt, den ich für den Chefarzt hielt, ohne dass er sich als solcher vorgestellt hätte, dankbar zu sein. Ich hätte Glück gehabt, sagte er, auch ein kleiner Infarkt sei ernst zu nehmen und besonders, wenn er sich wiederholen würde, irgendwo da draussen in Venedig, könnte er leicht tödlich enden. *Then you die*, sagte er.

Ich schwieg und als er gegangen war, schrie nebenan die Alte weiter nach der *infirmiere*, auf den mich umgebenden Monitoren zeichnete meine Herzschlag weiter zackige Linien, rote und grüne Lämpchen blinkten weiter nach einem unergründlichen System und auf der Ablage neben meinem Bett lag plötzlich bedrohlich das berühmte Buch von Thomas Mann. Der kleine Umschlag mit der Kondolenzkarte für meinen verstorbenen Freund in Göttingen war leicht rausgerutscht, so dass der schwarze Strich in der einen Ecke zum Vorschein gekommen war.

Vom eigentlichen Eingriff bekam ich nur wenig mit, ich wusste nicht einmal genau, was mit mir gemacht wurde. Ich fühlte mich in guten Händen und hatte das Formular, das man mir hingehalten hatte, blind und ohne nach einer Übersetzung zu verlangen, unterschrieben. Der verantwortliche Arzt sprach

zwar Englisch und erklärte mir jeden Schritt, den er unternahm, aber ich sah nur die riesige Maschine und den gewaltigen Aufwand, den hinter Bleischürzen und in allerlei Schutzmaterial vermummte Gestalten mit mir betrieben. Ab und zu richtete eine freundliche Frauenstimme auf Französisch ein paar Worte an mich und zwei freundliche Augen zwinkerten mir zu wie aus dem Fenster einer Burka. Ich spürte, dass sich an der Schleuse an meinem Arm etwas tat, ohne mich sehr dafür zu interessieren.

Castellforte, Venedig, 16. Januar 2012

© Beat Sterchi